



**Oliver
Becker**

**Das Raunen
der Toten**

Kriminalroman • ars vivendi

Der Autor

Oliver Becker lebt mit seiner Familie in Frankfurt am Main. Er schreibt Romane der unterschiedlichsten Genres – ob pralles Historienabenteuer, Kriminalroman oder auch sozialkritische Tragödie. Für Becker liegt der Reiz des Schreibens gerade darin, immer wieder Neuland zu betreten. Oder wie er es sagt: »Das Einzige, worauf ich mich festlegen lasse: dass ich mich nicht festlegen lasse.« Zu seinen bekanntesten Veröffentlichungen zählt die Trilogie um die »Krähentochter«.

Oliver Becker

Das Raunen der Toten

Kriminalroman

ars vivendi

Originalausgabe

Erste Auflage Januar 2015
© 2015 by ars vivendi verlag
GmbH & Co. KG, Cadolzburg
Alle Rechte vorbehalten
www.arsvivendi.com

Lektorat: Gisela Fehrer
Umschlaggestaltung: ars vivendi unter
Verwendung einer Fotografie von plainpicture/BY
Druck: CPI Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-86913-502-1

Das Raunen der Toten

Teil I

**Die Frau
mit der Bronzehaut**

Abel schlug die Augen auf und war sofort hellwach. Die nackte Erde unter ihm strahlte Kälte ab. Er saß noch genau so, wie er eingenickt war, den Rücken an den Stamm eines kahlen Baumes gelehnt, die Beine ausgestreckt. Irgendwann, als die Nacht am finstersten gewesen war, hatte ihn der Schlaf dann doch erwischt.

Sein Blick wanderte über die Grabsteine und die Kreuze. Nebel schmiegte sich in Fetzen um Sträucher und dürre Kiefern. Es war nichts zu hören. Kein Wispern oder Raunen. Von den Gräbern drang nichts als eine tiefe Stille zu ihm. Die Toten schwiegen.

Abel kam auf seine steifen Beine. Er zog die Ballonmütze in die Stirn und rieb die in löchrigen Handschuhen steckenden Hände aneinander. Ohne Eile ging er los. Etwa zweihundert Meter von den letzten Gräbern entfernt stieß er auf einen Frauenschuh.

Er hob ihn nicht auf, betrachtete nur kurz das abgewetzte Leder. Erneut ließ er seinen Blick kreisen, nun aufmerksamer. Dann ging er weiter. Seine Atemwolken lösten sich in der beißenden Luft auf.

Gleich darauf entdeckte er einen Mantel, schwarz, aus dickem Wollstoff, schon leicht abgetragen. Dieses Mal konnte er einer Berührung nicht widerstehen. Er nahm den Mantel an sich, drückte ihn sich fest ins Gesicht, roch das Duftwässerchen, roch die Haut des Menschen, die das Innenfutter vor der Kälte geschützt hatte.

Abel setzte seinen Weg fort, den Mantel in einer Hand, und es dauerte nicht lange, bis er vor der Frau stand. Sie lag auf dem Rücken. Das rote Kleid war bis zum Bauchansatz hochgeschoben, die Unterwäsche zerrissen. Abel

sah die Würgemale an ihrem Hals. Er ging in die Knie und starrte in die leeren toten Augen. Rasch erhob er sich wieder. Jetzt nahm er die Kälte zum ersten Mal so richtig wahr. Es wurde Winter.

Er lief schneller als zuvor, viel schneller, der Mantel wog auf einmal schwer in seiner Hand. Als er die Hütte erreichte, in der er seit Langem lebte, atmete er auf. Er legte das schwarze Kleidungsstück sorgfältig zusammen, machte es so klein wie möglich und versteckte es unter seiner Liege. Er nahm die Mütze ab, wusch sich das Gesicht mit Wasser aus einer Emailleschüssel und machte sich einen Kaffee, den er schlürfend trank. Die ganze Hütte schien nach der Haut der Frau zu riechen, der Duft verwirrte ihn, machte ihn verrückt, aber den Mantel würde er nicht wieder fortschaffen, das wusste er. Er trank noch eine Tasse, ehe er die Hütte wieder verließ, seine Schritte jetzt ohne Eile. Inzwischen war es hell geworden, ein grauer Himmel klebte über dem Wald.

Als Abel etwa fünfzehn Minuten später den Dorfrand erreichte, setzte leichter Schneefall ein. Niemand war zu entdecken. Er näherte sich dem *Stolzen Hahn*, dem einzigen Gasthaus, lauschte durch die Tür ins Innere und trat ein. Die Gaststube war noch leer. Abel setzte sich an einen kleinen Tisch direkt an einem der Fenster. Es schneite weiter. Nach einer Weile erschien Piet, der Wirt. Er sagte kein Wort zu Abel, brachte ihm aber eine Tasse dampfenden Kaffee, der besser schmecken würde als Abels dünne Brühe in der Hütte. Es dauerte fast eine Stunde, bis weitere Gäste eintrafen und gemurmelte Unterhaltungen in Gang kamen. Die ersten Witze des Tages, müdes Lachen.

Die ganze Zeit über hatte Abel auf seinem Stuhl gesessen und die Straße im Auge behalten. Und als er den Mann dann kommen sah, stand er auf. Die anderen Gäste musterten Abel, folgten seinem Blick durchs Fenster. Sofort kam Leben in sie. Sie erhoben sich ebenfalls, liefen nach draußen.

»Seht euch das an!«, rief einer.

Piet stapfte verwundert hinter dem Tresen hervor.

Abel blieb stehen, wo er war.

2

Christian Falk hatte sie die ganze Nacht und den ganzen Morgen gesucht. Jetzt, da sie starr wie ein Stück Holz auf seinen Armen lag, war seine Müdigkeit wie weggeblasen. Doch er fühlte nicht etwa Trauer, er fühlte überhaupt nichts.

Beim Gehen sah er sie nicht an, er starrte einfach geradeaus. Er erreichte das Dorf und bog in die Hauptstraße ein. Er spürte die Blicke hinter den Gardinen. Als er auf Höhe des *Stolzen Hahns* war, liefen einige Männer aus dem Gasthaus, um ihn und sie ganz offen anzustarren. Ein paar aufgeregte Bemerkungen wurden ausgestoßen, aber rasch verfielen alle in Schweigen. Bis auf Piet, der ihm laut zurief: »He, was ist denn passiert ...?«

Doch er beachtete weder Piet noch die anderen, er ging einfach weiter.

Er gelangte ans Ende der Hauptstraße, immer mehr Menschen tauchten auf, die ihm hinterhersahen. Beinahe mechanisch folgte er seinem Weg, schien weder die Leute noch das Auto zu bemerken, das wegen ihm heftig bremsen musste und fast ins Schleudern geraten wäre. Auf dem Kleid der Toten, sogar auf ihrem Gesicht, das nicht einmal jetzt bleich geworden war, sondern den dunklen Bronzeton behielt, lag Schnee, als er am anderen Ende des Dorfes bei dem kleinen Haus ankam, das er gemietet hatte. Mit einem kräftigen Tritt stieß er die Tür auf. Er schritt den Flur hinab, betrat die Küche und bettete die Frau vorsichtig auf den Holztisch. Dann schloss er die Haustür. Zurück in der Küche, berührte er die eiskalten Wangen der Toten sanft mit seinen Fingerkuppen. Er erinnerte sich an den Ausdruck ihrer Augen, damals, als

sie ihn zum ersten Mal angeblickt hatte, so weit von hier. Er stellte sich ihre Stimme vor, ihre Art, sich zu bewegen. Choya. So lautete ihr Name. So fremd und geheimnisvoll wie ihr Wesen, wie ihre Herkunft.

Vor dem schlierigen Fenster tanzten Schneeflocken, während Christian Falk immer noch am Tisch stand und die Frau betrachtete. Es war längst Nachmittag, als er sich eine Flasche Schnaps aus der Kommode nahm und sich auf einen Stuhl setzte. Er prostete der Toten zu und trank, ohne etwas von der Flüssigkeit auf seiner Zunge zu schmecken. Und dann dachte er an seinen Vater. Sein Vater hatte Choya nie kennengelernt. Was hätte er von ihr gehalten? Was hätte er von alledem gehalten, was zu Christians Leben gehörte?

Christian schenkte nach, und als er das Glas wieder ansetzte, liefen die ersten Tränen über seine Wangen. Er beweinte nicht nur sie, auch sich selbst, sich und sein Leben.

So saß er da, ebenso regungslos wie die Tote, die auf dem Tisch lag. Er schenkte sich noch einmal nach, trank aber nicht mehr. Wozu auch, er wurde ohnehin nicht betrunken, kein bisschen. Die Dämmerung setzte ein, der Schneefall hielt unvermindert an, und er kauerte nach wie vor auf dem Stuhl, ignorierte die Kälte in dem kleinen Haus und die Dunkelheit, die ihn langsam einhüllte.

3

Jedes Mal, wenn sie dieses Monstrum von Gangschaltung betätigte, durchzuckten Schmerzen ihren Arm. Aber auch das würde sie nicht dazu bringen, einen Chauffeur einzustellen, wie es offensichtlich alle Welt von ihr erwartete. Keine Frau aus ihrem Bekanntenkreis, scheinbar keine einzige Frau auf der ganzen Welt, fuhr Automobil, wie es ihr vorkam. Sie tat es.

Der Motor rattete und spuckte, und sie drückte das Gaspedal noch ein wenig stärker durch. Nasser Schnee klatschte auf die Windschutzscheibe und schmolz. Nicht mehr lange, und ihre täglichen Fahrten auf der abgelegenen Landstraße würden zu einem wahren Glücksspiel werden.

Während sie in das Dorf einbog, die Scheinwerfer stachen in die bleigraue Dunkelheit, erinnerte sie sich an den heutigen Morgen, als sie beinahe einen Mann angefahren hätte, der sich wie ein Schlafwandler fortbewegt hatte. Es war ihr gerade noch gelungen, das Steuer herumzureißen und ihren Fuß auf die Bremse zu setzen. Der rechte Vorderreifen war durch den tiefen Matsch am Straßenrand geschlittert, und endlich war das Automobil zum Halten gekommen.

Den ganzen Tag über hatte sie nicht mehr daran gedacht, aber jetzt sah sie alles vor sich. Ihr Erschrecken, ihre Wut – und diese versteinerte Miene des Mannes, der einfach weitergestiefelt war, als hätte er überhaupt nichts von ihrem mühsamen Manöver mitbekommen. Zuerst hatte sie ihm etwas hinterherrufen wollen, aber dann war ihr Blick auf das gefallen, was der Mann in den Armen hielt: eine Frau.

Jetzt, am Abend, sah sie das verschmutzte knöchellange Kleid und das herabhängende dunkle Haar der Frau auf einmal ganz deutlich vor sich. Der Frau hatte ein Schuh gefehlt, wie ihr ebenfalls wieder einfiel. Und die Frau war – tot.

Und da erst hatte sie den jungen Mann erkannt: das schmale Gesicht, die schlanke, sehnige Gestalt. Es war Christian Falk, derjenige, den alle »Kanadier« nannten.

Eine bizarre Szene. Was war denn nur geschehen?, hatte sie sich gewundert. Ja, und in der Mitte des Dorfes hatten sich natürlich gleich einige Leute versammelt, um aufgeregt miteinander zu tratschen – so aufgeregt, dass sie Vera keinerlei Beachtung geschenkt hatten.

Wenn es nur immer so wäre, hatte sie flüchtig gedacht.

Allmählich verdrängte Vera Novian die tote Frau wieder aus ihren Gedanken. Sie stellte sich bereits auf die Ankunft zu Hause ein. Unbehaglich ließ sie die letzten Tage, die letzten Wochen in Gedanken an sich vorüberziehen. In welcher Verfassung würde er sie heute erwarten?

Sie parkte das Automobil in der Einfahrt, und mit erneutem Unbehagen taxierte sie das Haus, das wie unbewohnt dalag. Im Flur war es kalt, in der Küche türmten sich Teller und Schüsseln, als wären sie eine Art Schutzwall. Vor Monaten, als sie die Putzfrau wegen des immer unerträglicher werdenden Getratsches entlassen hatte, hatte Marcus versprochen, sich ums Geschirr zu kümmern und die Wohnung sauber zu halten.

Nein, so konnten sie wirklich nicht weitermachen.

Sie ging die Treppe nach oben, und je näher sie der letzten Tür des Ganges kam, desto unangenehmer war

das Gefühl, das sich in ihrem Magen ausbreitete. Wie würde er heute sein?

Sie öffnete nicht einfach die Zimmertür, sondern klopfte leise an, so, wie er es mochte. Und zu ihrer Überraschung dauerte es diesmal nicht wieder eine ganze Weile, bis er sie hereinrief.

Ihre Überraschung war noch größer, als er nicht wie sonst am Schreibtisch sitzen blieb, um ihr seinen Rücken zu präsentieren, sondern mit großen Schritten auf sie zukam. Sein Gesicht wirkte entspannt, offen – er lächelte sogar.

»Marcus«, sagte sie, etwas zögerlich, als könne sie dem Frieden nicht so recht trauen.

Er nahm sie in die Arme und gab ihr einen spielerischen Kuss.

»Vera.« Er lachte. »Da bist du ja endlich.«

»Auch nicht später als sonst.«

»Ich konnte es kaum erwarten.«

»So, so ...« Ihre Stirn legte sich in Falten.

Er winkte ab. »Du bist mir doch nicht mehr böse, Liebling?«

Sie musterte ihn, sehr ernsthaft, allerdings nicht vorwurfsvoll.

»Ich war einfach so verflucht angespannt, ich habe so viel gearbeitet.«

»Du kommst also gut voran?«

»Gut?« Jetzt strahlte er. »Es läuft fantastisch, es läuft traumhaft. Geht fast wie von selbst.«

»Das freut mich.«

»Was? Ist das alles? *Es freut dich?* Warte ab, bis du etwas gelesen hast. Es wird dich begeistern.«

»Ich kann ja einiges vertragen«, betonte sie und

genoss ihre Ironie. Auch noch, als er das Gesicht verzog.

»Schon gut«, meinte er. »Ich werde mir Mühe geben, werde mich besser beherrschen.«

»Das hab ich schon öfter gehört, Marcus.«

Er hielt sie noch immer im Arm. »Ich sage doch: Ich werde mir Mühe geben.«

Diesmal küsste sie ihn. »Ich bin dir doch gar nicht böse.«

»Du bist mir nie böse, Liebling.«

Nein, dachte sie, *auch wenn ich es oft genug sein müsste.*

»Du kannst mir gar nicht böse sein.«

Sie drückte sich fest an ihn. Wie lange war es her, seit er so befreit gewirkt hatte? Wochen, dachte sie. *Jahrhunderte.*

Ein unüberhörbares Knurren seines Magens brachte sie dazu, sich aus seinen Armen zu lösen. »Jetzt mache ich uns erst mal was zu essen«, sagte Vera.

»Fein«, erwiderte er rasch. »Ach – wie war's eigentlich bei dir?«

»Frag bloß nicht: ein einziger Albtraum«, sprudelte es sofort aus ihr heraus. »Der Tag wollte überhaupt nicht mehr aufhören. So viel zu tun, du würdest es nicht glauben. Zuerst hatte ich eine endlose – und wie üblich völlig nutzlose – Unterredung mit ...«

Doch sie merkte, dass er ihr bereits nicht mehr richtig zuhörte, längst wieder in seine rätselhaften Gedankenwelt abgetaucht war.

4

Früher Morgen. Zwei Tage nach dem Mord. Dicke Nebelschwaden über dem Wald. Der Boden war gefroren, doch der Schnee hatte sich noch nicht halten können.

Der Kälte, die sich in seinen Körper fraß, wurde sich Christian Falk kaum bewusst. Der Schnaps der letzten achtundvierzig Stunden rumorte in seinen Eingeweiden, trommelte in seinem Schädel.

Als er die verborgen im Wald gelegene Hütte erreichte, stellte er fest, dass sie sich in all den Jahren nicht verändert hatte. Christian stieß die Türe auf und trat ein. Er betrachtete die seltsamen Gemälde und Zeichnungen an den Wänden und auf dem groben Holztisch, die ausgestopften Vögel, den fingerdicken Staub in den Ecken. Dieser seltsame Geruch: auch wie früher. Christian hockte sich auf einen Schemel und wartete.

Schon bald tauchte Abels Gesicht am Fenster auf. Der Alte schien nicht zu erschrecken, als er Christian dort sitzen sah. Ausdruckslos seine Augen, von denen alle im Dorf behaupteten, sie hätten etwas Unheimliches, etwas Unberechenbares.

Christian verfolgte, wie Abel die Hütte betrat und die Schrotflinte und einen toten Hasen auf den Tisch legte, wobei Blut einige der Bleistiftskizzen verschmutzte.

Einen langen Moment starrten sie sich an, ohne etwas zu äußern, dann füllte Abel zwei Gläser mit seinem selbst gebrannten Schnaps und nahm ebenfalls Platz.

»Sie muss unter die Erde«, brach Christian das Schweigen, nachdem sie getrunken hatten.

»Genau wie wir alle«, erwiderte Abel mit einem freudlosen, nicht zu deutenden Lächeln.

»Aber das geht nicht, die Polizei will sie nicht hergeben.«

»Du warst bei der Polizei?«

»Und bei unserem Pfarrer.«

Abel grinste spöttisch. »Was hat der gesagt?«

»Er weigert sich, sie zu beerdigen.«

»Klar, sie war für ihn eine Heidin. Mehr noch: eine *Wilde*.«

»Und die Polizei gibt sie noch nicht heraus«, wiederholte Christian sachlich.

Abel antwortete nicht.

»Ich würde wenigstens gerne ihre Sachen unter die Erde bringen.«

»Ihre Sachen?«

»Ja, wer weiß, wie lange die Polizei ...« Christian setzte neu an: »Ständig fällt mein Blick auf etwas, das ihr gehört. Eine Bürste, eine Jacke, einen duftenden Flakon. Das halte ich nicht aus. Ich will alles unter die Erde bringen. Das wird mein Abschied von ihr sein, ganz egal, was die Polizei mit ihrem Körper macht.«

»Was dagegen, wenn ich dabei bin?«

»Nein, deshalb erzähle ich es dir ja.«

Abel betrachtete ihn eingehend. »Was hast du vor?«

»Gestern bin ich mit dem Fahrrad nach Barghude gefahren, um Anzeige zu erstatten.«

Abel füllte die Gläser nach. »Und dann?«

»Man hat sie abgeholt und untersucht. So ein Polizeiarzt. Er sagte mir, wie er es einschätzt. Ihr Mörder hat sie gepackt, sie hat sich gewehrt und konnte sich wohl auch losreißen. Sie wollte fliehen, hat dabei den einen Schuh verloren. Doch sie war nicht schnell genug. Der Mörder hat sie sich erneut geschnappt und ihr den Mantel

heruntergerissen, von dem seltsamerweise jede Spur fehlt.«

»Ihr Mantel?«, warf Abel tonlos ein. Er erhob sich und griff nach dem Hasen, um ihn auf eine Truhe zu legen.

»Ja, im Haus ist er nicht. Und bei der Kälte ist sie mit Sicherheit nicht nur im Kleid unterwegs gewesen.«

»Was hat sie überhaupt da draußen gemacht?«

»Sie ist oft spazieren gegangen, abends, das weiß ich. Nicht lange, nicht weit. Sie mochte das, mal für sich zu sein, durchzuatmen. Nach allem, was wir früher durchgemacht haben, hätten wir es nie für möglich gehalten, dass wir ausgerechnet im Dorf einer Gefahr ...« Christians Stimme erstarb.

»Wo warst du, als es geschah? Zu Hause?«

»Nein, in der Fabrik. Ich hatte für einen Kollegen die Spätschicht übernommen. Schon die Tage davor. Jetzt habe ich mir erst einmal freigenommen.« Und dann sagte Christian ganz unvermittelt: »Der Mörder hat sie mit seinen widerlichen Händen einfach ... erwürgt. Dieses Schwein. Wenn ich nur wüsste, wer ...« Erneut versagte ihm die Stimme.

»Hat er ihr davor noch *mehr* angetan?«

Christian holte tief Luft. »Dieser Arzt meinte, sie hätte vorher Geschlechtsverkehr gehabt. Aber ob es zu einer Vergewaltigung gekommen ist ...« Er atmete schwer durch. »Als ich sie fand, hatte ich keinen Zweifel daran. Ihr Kleid war ...«

»Schon gut, Junge.«

Wiederum ein tiefes Luftholen. Und als Christian nun weitersprach, fand er zurück zu seinem anfänglichen nüchternen Tonfall: »Er hat Handschuhe getragen. Abdrücke seiner Finger konnten also nicht festgestellt

werden. Aber er muss Kraft haben. Obwohl sie sich gewehrt hat, hatte sie nicht die geringste Chance. Ja, Kraft hat der Dreckskerl.«

»Na ja, die haben alle hier.«

»Die Polizei hat mich angeschnauzt, weil ich sie vom Fundort fortgetragen habe.«

»Das kann ich mir denken.«

»Aber ich konnte sie doch nicht einfach dort liegen lassen«, sagte Christian mehr zu sich selbst. »In der Kälte. Allein.« Er räusperte sich. »Sie sah so verdammt schutzlos aus.«

»Und was, denkst du, wird jetzt passieren?«

»Ich hoffe, sie unternehmen was.«

»Wer? Die Polizei?«

»Sie *müssen* etwas unternehmen.«

»Na klar. Warum betonst du das so merkwürdig?«

»Keiner schert sich darum, was in einem Dorf wie unserem passiert.«

»Junge, es war Mord. Die Polizei wird sich darum kümmern.«

»Die Frage ist nur, *wie* sie sich darum kümmert.«

»Es war Mord«, wiederholte Abel.

»Sie werden ein paar Leute herschicken, die herumschnüffeln, die Fragen stellen, die kaum Antworten kriegen, und die dann wieder verschwinden. Tja, und irgendwann ist Gras über die Sache gewachsen.«

»Wieso bist du überzeugt, dass es so läuft?«

»Ein Niemand stirbt in einem Niemandsdorf. Na und? Im Dorf war sie jedem egal. Und außerhalb des Dorfes war sie erst recht jedem egal. Jedem außer mir. Ich weiß, dass es so laufen wird.«

»Ich frage dich noch einmal: *Was* hast du vor?«

»Ich habe gar nichts vor«, sagte Christian.

»Wir werden sehen.«

Abel schenkte nach. Er trank, Christian nicht. Stille kehrte ein. Und nach einer ganzen Weile meinte der Alte leise, wie in einem Selbstgespräch: »Jeder von uns ist nichts weiter als ein Staubkorn im Universum.«

Christian hörte das nicht, er war vollkommen in seine Gedanken vertieft und sah mit leeren Augen auf den toten Hasen.

Verhängnisvolle Fremde

Ein abgelegenes Dorf nordwestlich von Hannover in den Dreißigerjahren: Die einzige Hure der Ortschaft, eine Kanadierin indianischer Herkunft, wird erwürgt aufgefunden. Die Kriminalpolizei in Barghude nimmt die Ermittlungen auf. Aber ohne Erfolg: Niemand will etwas gesehen oder gehört haben. Christian Falk, der Liebhaber des Opfers, kann sich damit nicht abfinden. Er stellt verschiedene Leute zur Rede – und bringt sich dadurch selbst in höchste Gefahr. Einzig Vera, die Tochter eines geachteten Großbauern, scheint auf seiner Seite zu sein. Doch schon bald muss erneut jemand sterben ...

